



# Illustriertes Unterhaltungsblatt

Wöchentliche Beilage zur  
**Chorner Ostdeutschen Zeitung.**  
Verlag der Buchdruckerei der Chorner Ostdeutschen Zeitung, G. m. b. H., Thorn.

1901. \* № 44.

## Junge Herzen.

Novelle von E. Merk.

1. (Nachdruck verboten.)

Vor dem hellbeleuchteten Ankleidespiegel stand eine elegante Frau in prunkvollem Gesellschaftsanzug mit langwallender Schleppe und steckte in einer gewissen festlichen Erregung die Brillantnadeln, die sie dem Clui entnahm, in den spitzenbesehten Ausschnitt ihres goldfarbenen Seidengewandes. Endlich, nach langem Ordnen und Aendern, schien der Schmuck nach ihrem Geschmack in dem weichen duftigen Gewoge zu sitzen. Nun betrachtete sie sich; erst mit einem größeren Abstand, dann näher und näher, bis ihr Hauch den Spiegel trübte, mit dem kritischen Blick einer Frau, die nicht blind ist für die Spuren, welche die unerbittliche Zeit in ihr Gesicht drückt, die schärfer als jedes fremde Auge die kleinen Fältchen bemerkt, die sich um Mund und Schläfen eingraben, die zuallererst das graue Haar entdeckt, das an ihrem Scheitel auftaucht.

Aber heute lächelte Lea. Dieses Lächeln schien zu sagen: „Nun, bei Lampenlicht und in Balltoilette sehe ich noch immer recht gut aus; gut genug, um zu gefallen; trotz meiner siebenunddreißig Jahre; trotz der erwachsenen Tochter!“

Wie sich plötzlich erinnernd, rief sie in das Nebenzimmer: „Martha! Bist du bereit? Komm, laß dich bei mir sehen!“

„Gleich, Mama,“ erwiderte eine ruhige junge Stimme, und bald darauf trat eine schlanke, weiße Gestalt über die Schwelle.

Neben der in Seide und Schmuck strahlenden Frau war das siebzehnjährige Mädchen eine schlichte Erscheinung in dem kindlich einfachen Gewand, mit dem weißen Gürtel um die feine Taille, mit dem freien Hals, ohne Band und Kette, mit dem kunstlos im Nacken in einen Knoten geschlungenen hellbraunen Haar. Jedoch sie bedurfte nicht der Blumen, nicht der glänzenden Steine; denn über ihr lag jener unschilderbare Duft erster Jugendfrische und holber Jungfräulichkeit, der wie ein Zauber auf Menschenherzen wirkt.

Mit einem Gemisch von Bewunderung und Neid, von Freude und Eifersucht sah die Mutter auf die rosige Haut der Tochter, neben welcher erst der Puder auf ihren Wangen auffiel, und mit einer nervösen Unruhe in der Stimme und einem Flackerlicht in den Augen befahl sie, den Wagen zu holen.

Der äußere und innere Gegensatz von Mutter und Tochter zeigte sich selbst in diesen Minuten

des Wartens, während sie sich beide die Handschuhe anzogen.

Lea blieb keinen Augenblick ruhig; sie lief im Zimmer auf und ab und hantierte so hastig und heftig, daß ein paar Knöpfe abbrachen, und sie dem Mädchen klingen mußte, um sie wieder festnähen zu lassen. In ihrer Ungebuld, in ihrer Erregung machte eher die Mutter den Eindruck, als besuche sie heute den ersten Ball. Das Mädchen aber blieb ganz still und blickte nachdenklich vor sich hin. Sie wirkte wie eine Blondine, trotz ihres bräunlichen Haares; denn ihre Haut und ihre Augen waren hell. Sie hatte feinere, edler geformte Züge als die Mutter; ein Profil von ganz vollendeter Zeichnung. Dagegen fehlten ihr die Lebhaftigkeit, das Feuer, die Farbensglut der brünetten Frau mit den dunklen Augen und dem glänzend schwarzen Haar.

Auch innerlich waren sie grundverschiedene Naturen. Martha schaute ja noch unerfahren wie ein Kind in die Welt; aber sie hatte schon viel gedacht, trotz ihrer Jugend, und sie nahm es ernst mit dem Leben. Sie war pflichtgetreu, gewissenhaft, streng gegen sich, aber auch gegen

fühlte sich in manchen Fragen ihrem Kinde gegenüber ebenso machtlos, wie einst, da er noch lebte, den Vater. Hätte sie sich nicht vor den klugen, klaren Mädchenaugen gefürchtet, sie würde Martha unbedingt noch ein Jahr in der Pension gelassen haben, trotz ihrer siebzehn Jahre.

Es war ihr unbequem gewesen, die Tochter nach Hause nehmen zu müssen, jetzt, gerade jetzt, so nahe vor dem Ziel, dem sie mit der ganzen Leidenschaftlichkeit ihres Temperamentes zutrebte.

Als vor zehn Jahren ihr bedeutend älterer Gatte, Regierungspräsident v. Stapf, gestorben war, hatte Lea anfänglich nur ein Gefühl der Befreiung empfunden. Sobald die Trauer vorüber gewesen, hatte sie sich gefreut, einmal ohne allen Zwang und allen Druck ihr Leben zu genießen und sich als schöne Frau feiern und bewundern zu lassen. Es war ihr auch mancher Triumph zu teil geworden, und ein paar Winter lang hatte die hübsche, amüsante Witwe zu den beneideten und umworbenen Damen der Residenzstadt gehört. Aber allmählich hatte sie doch empfunden, daß sie sich der Schattenseite der dreißiger Jahre zuwende; sie sah mit Riesenschritten die Zeit herannahen, da sie aufhören würde, durch ihre Persönlichkeit zu wirken. Nun war der brennende Ehrgeiz in ihr erwacht, sich so rasch als möglich durch eine zweite Ehe ihre gesellschaftliche Stellung zu sichern.

In dieser Stimmung war sie einem ihrer wärmsten Verehrer aus ihrer Jugendzeit wieder begegnet. Wolf Döllnitz war Major gewesen, da er als junger Witwer zuerst in das Haus ihres Gatten kam. Er hatte ihr nie ein Geständnis seiner Neigung gemacht; aber seine ernsten, traurigen Augen verrieten ihr eine tiefere Bewunderung, als sie je vorher erfahren. Als er bald darauf auf seinen dringenden Wunsch verheiratet worden und ohne Abschied von ihr abgereist war, hatte sie gewußt, daß seine Leidenschaft zu ihr, der Frau eines Mannes, den er hochschätzte, ihn in die Flucht getrieben.

Nun waren sie beide frei.

Döllnitz aber war mittlerweile General geworden, und man sah in ihm den mutmaßlichen Nachfolger des Kriegsministers.

Lockende Bilder gaukelten vor Leas Phantasie, als sie an dem Winterabende neben der schweigenden Tochter dahinfuhr: hellbeleuchtete Säle, in welchen sie vornehme Gäste empfing, Offiziere in blinkenden Uniformen, die sich vor ihr verneigten; und dann wieder ein eleganter Wagen, mit dem Livreebedienten auf dem Bock, in dem sie in Gesellschaft fuhr, statt wie heute in der schlichten Mietdroshke.



Stadtbaurat Ludwig Hoffmann. (S. 347)

andere, verständnislos und unerbittlich gegen alle Lüge und Heuchelei.

Genau so war ihr Vater gewesen, und Lea, die sich mit ihrem rascheren, leichtsinnigeren Temperament, mit ihrer Vergnügungssucht und ihrer oberflächlicheren Art in einem jahrelangen heimlichen Kampf gegen den Ernst und die erschütterliche moralische Vornehmheit ihres Gatten befunden hatte, fand mit wahrer Abneigung dasselbe Wesen in ihrer Tochter wieder. Sie



„Sind wir noch immer nicht da? Wie weit doch der Weg ist!“ sagte plötzlich neben ihr die Stimme der Tochter und schreckte sie förmlich auf aus ihren Träumereien.

„Ei, sieh da! Du bist ungeduldig, Martha?“ erwiderte sie ein wenig spöttisch. „Ich dachte, du hättest keine Lust zu tanzen und wolltest gar nicht in die Welt gehen?“

„Ich weiß auch gar nicht, ob ich das will, Mama. Aber ein Hausball bei meiner Freundin, das ist doch sehr nett! Und ich freue mich auch gar nicht auf das Tanzen. Ich freue mich, unsere Bekannten vom Lande wiederzusehen. Den Herrn General —“

Lea hob ungeduldig den Kopf und frug mit einem gereizten Lachen: „Den Herrn General? Er wird sich in Gesellschaft wohl wenig mit kleinen Mädchen beschäftigen.“

Sie sah es in dem Dämmerlicht des Wagens nicht, daß Martha errötet war; ihr rascher Ärger verlor, und sie mußte nun wirklich lächeln über diese Bemerkung ihrer Tochter. Im Grunde konnte es ihr ja nur recht sein, wenn Martha für den General Sympathie hatte.

Der Reichsrat v. Gosen, zu dessen reizendem Heim im Willenviertel sie fahren, hatte zwei Töchter, die in dem reich mit Blumen geschmückten Erkerzimmer die Freundinnen und die jüngeren Leute begrüßten, während die stattliche Frau des Hauses in dem großen Hofsalon die Eltern und die hervorragenden Persönlichkeiten empfing, die sie zu ihrem Fest geladen hatten.

Lea ward daher von Martha getrennt und konnte sich wieder ganz frei fühlen. Sie wirkte als eine geradezu blendende Erscheinung in dem Kreise von älteren Damen, der sich bereits versammelt hatte. Sie war bald in ein lebhaftes Gespräch mit verschiedenen Herren, die sich zu ihr drängten, verwickelt; aber ihre Gedanken weichen nicht bei ihren Worten. Ihre Augen wendeten sich immer wieder der Flügelthür zu mit ungeduldiger, mühsam beherrschter Aufregung. Als sie dann endlich die hohe, stattliche Gestalt des Generals erblickte, der mit einem ganzen Gefolge von glänzenden Uniformen in den Saal trat, schien sie freilich völlig vertieft in ihre Unterhaltung, und nur das nervöse Zucken ihrer Finger, das unsichere Licht in ihren Augen hätte einem scharfen Beobachter verraten können, welche leidenschaftliche Erwartung sie durchlebte.

Ihre Miene war vollständig unbefangen und ihr Lächeln von heiterer Lebenswürdigkeit, als der stattliche Offizier mit der reich mit Orden bedeckten Brust auf sie zutrat und sie herzlich begrüßte.

„Wie freue ich mich, daß wir uns nun hier im winterlichen Gaslicht wiedertreffen, gnädige Frau, nachdem wir im schönsten Sonnenschein voneinander Abschied genommen haben!“ sagte er, ihr die Hand drückend, während er mit distinkter Bewunderung ihre stolze Erscheinung überblickte.

„O, Sie sehen mich hier in Amt und Würden, Herr General,“ erwiderte sie, „als Ball-

mutter. Ich, um meiner selbst willen, würde wohl keine größere Gesellschaft mehr besuchen,“ fügte sie mit einer gut geheutelten Miene der Entsagung hinzu, die sie dem ernststen Manne gegenüber für klug hielt.

„Sie werden jedenfalls jeden Salon schmücken, gnädige Frau, in dem Sie erscheinen,“ gab er zurück mit einer lebenswürdigen Ritterlichkeit, die ihm gut anstand.

Sein Haar war ergraut, auch sein rotblonder Vollbart zeigte einige lichtere Fäden; aber seine klaren grauen Augen leuchteten so frisch aus dem gebräunten Gesicht, und seine Haltung war so kerngerade und gebietend, daß er wohl noch Anspruch machen konnte auf Frauengunst, obwohl er das fünfzigste Jahr schon überschritten hatte.

„Fräulein Martha ist also da nebenan, bei der Jugend,“ sagte er mit warmem Interesse, indem er einen Blick in das Nebenzimmer warf, aus dem helles Lachen herausklang, aus dem es weiß und rosig herüberschimmerte von lichten Gestalten und jungen Gesichtern. „Mein Sohn hat das Fräulein eben begrüßt, wie ich sehe,“

mich freuen, wenn er sich über Hals und Kopf in eines der jungen Mädchen verliebt!“

„Das ist allerdings ein merkwürdiger Wunsch im Munde des Vaters!“ erwiderte Lea, unwillkürlich ein wenig spöttisch. Sie hatte vom ersten Augenblicke an eine gewisse Abneigung gegen diesen Sohn ihres alten Freundes empfunden, gerade weil der General in diesem Punkte eine so ungewöhnliche, ihr fast sentimental erscheinende Zärtlichkeit verriet.

„Ach, sehen Sie, gnädige Frau,“ sagte er nun mit einem tiefen Ernst, „dem armen Jungen ist ja so viel im Leben verschlossen und versagt durch das Unglück, das ihn getroffen hat. Ich möchte, daß er recht bald ein schönes, liebes Heim fände, das ihn für alles andere entschädigte; daß er in seiner Herzenswahl von einem recht guten Stern geleitet würde. Ich wäre im Stande, jedes Opfer zu bringen, um ihm eine frühe Ehe, ein junges Liebesglück zu ermöglichen, wenn er einmal eine Neigung gefaßt hätte.“

„Darf ich nun bitten, meine Herren, die Damen zu Tisch zu führen,“ sagte mit einem verbindlichen Lächeln die Frau des Hauses, indem sie am Arm des eben angekommenen Ministers zu dem Speisezimmer voranschritt.

Einige Sekunden lang schälte sich Lea in gespannter Erwartung; dann glitt ein triumphierender Zug um ihre vollen Lippen, da der General sich vor ihr verneigte und bescheiden frag, ob sie mit ihm als Tischnachbarn vorlieb nehmen wolle?

Die Lichtfülle der Räume, durch die sie gingen, die leuchtenden Farben der Damentoiletten und der Uniformen, der Duft der Blu-

men, der Glanz an der von Silber strotzenden Tafel erregten ihr die Sinne. Sie wußte, daß sie bei einem Souper als anregende Gesellschafterin wirken konnte, und sie wollte beleben, unterhalten, gefallen, bezaubern, an diesem Abend mehr denn je in ihrem Leben.

Gleichzeitig wandelte unter der lachlustigen, ausgelassenen Jugend, ernst und still, fast einsilbig, ein Paar mit leuchtenden, weltentrückten Augen: Martha und Bruno, der Sohn des Generals.

Sie hätten sich so viel mehr zu sagen gehabt, als die anderen alle, und schwiegen doch in der Ueberfülle ihrer pochenden Herzen.

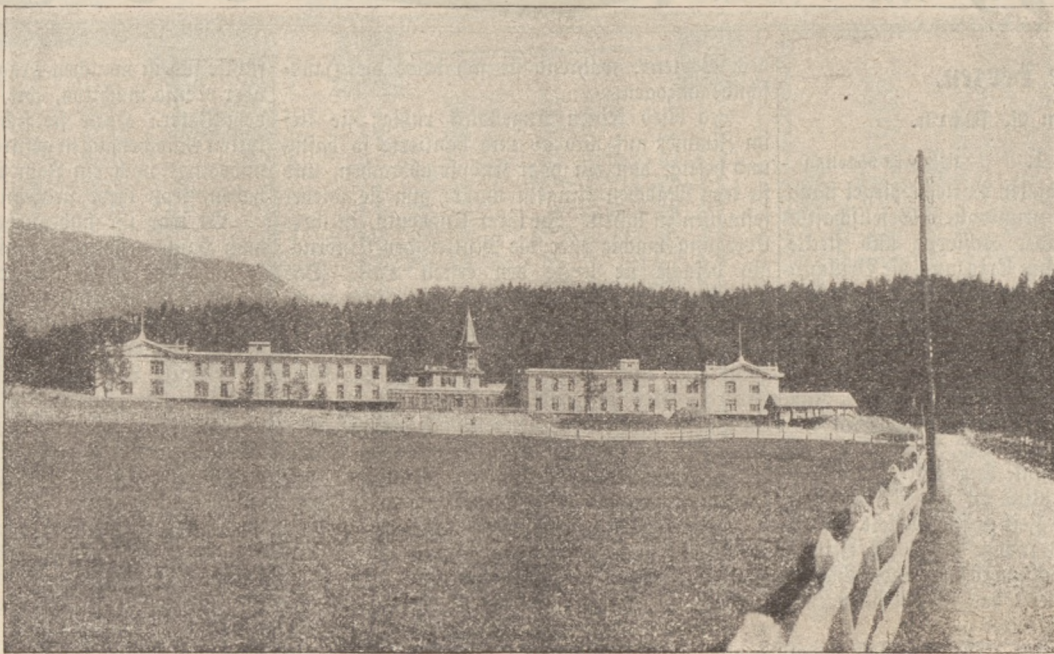
In einer seligen Befangenheit, als läge ein roßiger Nebel über den Menschen und Dingen um sie her, traten sie an den mit Maiblumen und Flieder geschmückten Tisch heran, welcher die jungen Leute vereinte.

Erst als im Verlaufe des Mahles die Stimmen um sie her lauter wurden, als sie von dem Wein getrunken hatten, begann der junge Mann ganz leise zu sprechen.

„Wissen Sie noch, Fräulein Martha, das Plätzchen am See, wo wir vor dem Abschied die Seerosen gepflückt haben? Wie schön das war?“

Sie nickte.

„Am 25. August,“ erwiderte sie dann schüchtern.



Die deutsche Heilstätte für Lungenkranke in Davos (Schweiz). [S. 347]

fügte er hinzu. „Es ist mir lieb, daß er sich nicht ganz fremd hier fühlt.“

„Ihr Sohn ist mit auf den Ball gekommen?“ frug Lea, mit kaum verhehlter Ueberraschung den Augen des Generals folgend.

Neben Martha stand ein junger Mann in Zivil, hochgewachsen und schlank wie der Vater, aber ohne dessen militärisch stramme Haltung. Er hatte ein hübsches, schmales Gesicht mit einem kurz gehaltenen Vollbart, der ihn, mit dem auffallend ersten Zug um Mund und Augen, älter erscheinen ließ, als er war. Man bekam unwillkürlich auf den ersten Blick den Eindruck, als passe die Gestalt nicht in den Kreis lebhaft schwägender Referendare und Leutnants, nicht unter die fichernde, kindische Jugend, noch ehe man bemerkt hatte, daß der linke Arm des jungen Mannes schlaff herabhing und die Finger dieser Hand steif und ungelentig waren.

Auch dem Vater schien der Gegensatz seines Sohnes mit den übrigen jungen Leuten in diesem Augenblicke aufzufallen, denn er bemerkte mit einem Seufzer: „Ich habe Bruno förmlich zwingen müssen, mitzukommen. Am liebsten säße er Tag für Tag bis in die späte Nacht hinein an seiner Arbeit im Atelier. Aber ich kämpfte mit aller Macht gegen seinen Gang zum Einsiedlertum. Er soll vor allem der Damen-

gesellschaft nicht ganz fern bleiben. Ich würde





Die Einweihung der neuen Prinzregentenbrücke in München.  
Nach einer Photographie von Max Stüffler, Hofkunsthandlung in München.

„Sie haben auch das Datum behalten? Auch ich könnte jeden Tag, jede Stunde, nein, jede Minute jener unvergeßlichen Woche schildern. Ich habe so oft jede Einzelheit überdacht. Und daß ich Sie hier nun treffe, Fräulein Martha! Ich hatte ja keine Ahnung. Aber ich sehe, daß es die Götter lohnen, wenn man seinen Willen einem fremden opfert. Nur weil mein Vater sein unwilligstes Gesicht machte über meine Weigerung, und weil ich's nicht gut ertragen kann, ihn verstimmt zu sehen, kam ich mit auf den Ball. Und nun der freudige Schrecken gleich auf der Schwelle! Im ersten Augenblick war mir's wirklich wie eine Vision. Sie! In dem weißen Kleid! So anders, als ich Sie bisher gesehen! Und mitten unter den gleichgültigen, fremden Gesichtern!“

Martha's Mund blieb stumm; aber ihre Augen sprachen mit und antworteten ihm, wie auch ihr Lächeln und die warme Blut in ihren Wangen.

„Habe ich Sie nicht ganz dumm und thöricht angestarrt? Habe ich nicht ganz Unsinniges geredet bei der ersten Begrüßung?“ fragte er.

„Ich habe es nicht bemerkt, Herr Döllnitz,“ erwiderte sie in ihrer rosigten Verwirrung und ärgerte sich dann über die alberne Antwort.

(Fortsetzung folgt.)

## Illustrierte Rundschau.

Die Aufstellung des von der Berliner städtischen Kunstdeputation zur Ausschmückung des Friedrichshains bestimmten Märchenbrunnens wurde von Kaiser Wilhelm beanstandet, was viel Aufsehen erregte. Der Schöpfer des Kunstwerkes ist **Stadtbaurath Ludwig Hoffmann**, bekannt als der Schauer des Reichsgerichtsgebäudes in Leipzig, eines höchst gelungenen Werkes, dessen Vollendung ihm Lob und Ehre von höchster Stelle eintrug. Hoffmann ist am 31. Juli 1852 in Darmstadt geboren und bestand 1884 seine Prüfung zum Regierungsbaumeister. Bei der Konkurrenz um die Bebauung der Museumsinsel in Berlin lieferte er einen Entwurf, welcher von der preussischen Regierung angekauft wurde. Bei dem Wettbewerb für den Neubau des Reichsgerichtsgebäudes in Leipzig erhielt er den ersten Preis. Das monumentale Werk wurde 1895 vollendet, und sein Schöpfer in Anerkennung seiner Verdienste zum Baurath ernannt. Seine Berufung zum Stadtbaurath von Berlin erfolgte 1896. — Die jetzt vollendete **deutsche Seilstätte in Davos** für minderbemittelte Lungenkranke ist aus freiwillig eingebrachten Mitteln errichtet worden. Ausführer des

Baues war Ingenieur Wegel, Chefarzt ist Stabsarzt a. D. Brede; es sind vorläufig vierzig Betten für männliche und ebenso viele für weibliche Kranke vorhanden. — In München fand die **Einweihung der neuen Prinzregentenbrücke** statt, die an Stelle der vor zwei Jahren durch das Hochwasser der Isar zerstörten alten Prinzregentenbrücke erbaut worden ist. Prinzregent Luitpold und die Mitglieder des königlichen Hauses, das diplomatische Corps und die Behörden nahmen an der Feier teil. — Einen höchst warmen und freundschaftlichen Empfang hat das **2. Bataillon des 2. ostasiatischen Infanterieregiments** in Wien gefunden, als es, von Triest kommend, wo es ausgeschifft worden war, in die Kaiserstadt an der Donau einrückte. Der österreichische Corpskommandant General der Kavallerie Graf Herffyll-Gyllenband gab mit seinem Gefolge dem Bataillon das **Gelände bei dem Marsch zur Albrechtskaserne** und ritt an der Spitze des Bataillons in die Stadt, während die zusammengeströmte Bevölkerung die deutschen Brüder mit Hurraufen, Hüte- und Lächer-schwenken begrüßte, und die Damen den Krieger aus den Fenstern Blumen zuwarfen. — Das **Nationaltheater in Agram**, der Hauptstadt Kroatiens, ist ein architektonisch wirklicher, nach den Plänen von Zellner und Helmer errichteter Monumentalbau im



Besuch des 2. Bataillons des 2. ostasiatischen Infanterieregiments in Wien: Marsch zur Albrechtskaserne.  
Nach einer Photographie von R. Lechner (B. Müller) in Wien.

Stil italienischer Spätrenaissance. Auf dem Aufstuf-  
erdgeschoß erhebt sich das mit freistehenden Säulen,  
Loggien und Ballonen geschmückte Obergeschoß. Der  
Mittelbau, dem eine Unterfahrtskalle vorgelegt ist,  
wird von zwei Risalitbauten flankiert. Ueber dem  
Ganzen erhebt sich als charakteristisches Zeichen des  
Bühnenhauses ein mächtiger Kuppelbau. Die orna-  
mentale Ausschmückung wie die innere Einrichtung  
ist reich, elegant und den Anforderungen der Gegen-  
wart in jeder Hinsicht entsprechend.

## Der erste Glückstag.

(Mit Bild auf Seite 349.)

Der Herr Affessor ist trotz seines regen Jagd-  
eifers als Schütze nicht sonderlich berühmt. Er zeich-  
nete sich bisher vielmehr einzig und allein durch eine  
hervorragende Fähigkeit aus, Löcher in die Natur  
zu schießen, was ihm von seinen feinen Genossen am  
Stammtisch, besonders des Oberförsters, nicht wenig  
Nedereien und Sticheleien eintrug. Heute aber war  
der erste Glückstag. Ein gar zu unvorsichtiger Hase  
ist dem Herrn Affessor dicht vor die Mündung seiner  
Flinte gerannt und hat wirklich sein Leben lassen  
müssen. Der Triumph, mit dem der glückliche Jäger  
seine erste Beute den staunenden Freunden vorzeigt,  
ist von dem Künstler ebenso treffend als humorvoll  
wiedergegeben worden.

## Das goldene Horn von Gallehus.

Erzählung nach Thatfachen.

Von J. D. Hansen.

1. (Nachdruck verboten.)

Mögeltondern ist ein Marktflecken im nord-  
westlichen Teile des Herzogtums Schleswig,  
westlich von der Stadt Tondern. Zu der Dui-  
schaft sind einige Dörfer der Umgegend ein-  
gepfarrt, so auch das eine Viertelmeile nörd-  
lich davon belegene Dorf Gallehus.

Bei dem Bauern Peter Skram in diesem  
Dorfe diente im Jahre 1629 die Magd Ra-  
tharina Svendsdatter, ein hübsches Mädchen,  
gewandt in jeder Art von Arbeit.

Der Bauer hatte einen Sohn Namens  
Hans, der das hübsche Dienstmädchen gerne  
heiraten wollte. Auch sie mochte ihn gern.  
Der alte Bauer aber sagte kopfschüttelnd: „Das  
geht nicht an, mein Junge! Die Ratharina  
ist ja so arm wie eine Kirchenmaus. Ich habe  
noch Schulden auf meiner Landstelle, wie du



weißt. Du mußt also durchaus ein Mädchen mit Geld heiraten."

Katharina und Hans vergingen deshalb fast in Traurigkeit und Trübsal, allein da kam ganz unverhofft ein glücklicher Zufall ihnen zu Hilfe.

Eines Morgens in der Frühe ging die junge Magd mit ihren Eimern an der Trage zum Melken. Um rascher zur Viehweide ihres Herrn zu gelangen, verließ sie den gebahnten Weg und schritt eine Strecke weit über das öde Gemeindeland. Da stolperte sie plötzlich über einen nur wenig aus der Erde hervorragenden Faden. Sie war barfußig und empfand an ihrer linken großen Zehe etwas Glattes und Kaltes und auffällig Geformtes. Sie bückte sich und untersuchte die Sache. Was sie sah,

war das Mundstück eines metallenen Instruments. Mit den Fingern und ihrer Schürze rieb sie daran und erstaunte über den schönen Glanz und Schimmer, der ihr entgegenfunkelte. Sie glaubte, es sei Messing, und es erschien ihr der Mühe des Ausgrabens wert.

Eifrig machte sie sich daran, und nach ungefähr zehn Minuten hatte sie ein blankes Horn, das später sogenannte Mögeltondersche goldene Hifthorn, ans Tageslicht gefördert.

Sie ging zum Melken und dann mit der Milchtracht und dem merkwürdigen Fund nach Hause zurück.

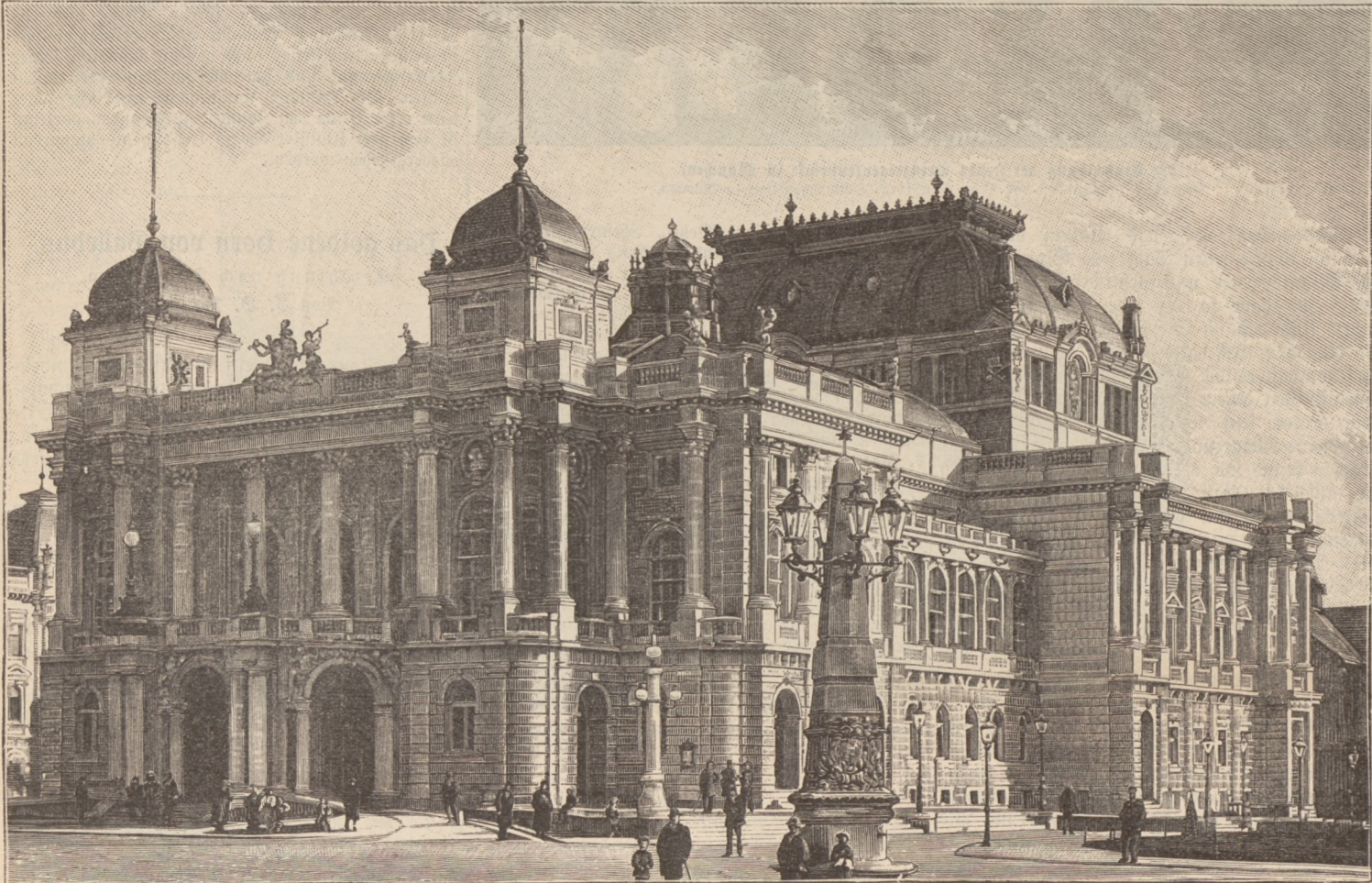
Dort zeigte sie das Horn. Es hatte ungefähr die Form eines Kuhhorns, war aber viel größer, etwa fünf viertel Ellen lang und mit eingeritzten allegorischen Figuren und Sym-

holen in sieben kreisförmigen Friesen, sowie mit einigen geheimnisvollen Runenzeichen verziert, wie sichtbar wurde, nachdem es sorgfältig gereinigt worden war.

"Wo hast du dies gefunden?" fragte mit funkelnden Augen der Bauer. "Auf meinem Land? In meinem Wiesengrund?"

"Nein, Herr," antwortete das Mädchen. "Auf dem Dedland fand ich dies Horn. Ich kann die Stelle noch zeigen."

"Dann gehört der Fund dir," bemerkte Hans. "Es ist ein so merkwürdiges und schönes Ding, daß es gewiß hohen Wert hat, denn es scheint von Gold zu sein. Höre, Katharina, morgen ist Sonntag, dann bringst du das Horn nach Mögeltondern zum Hardevogt. Der kann dir Auskunft über den Wert geben. Er hat



Das Nationaltheater in Agram. (S. 347)

Nach einer Photographie von S. Standl in Agram.

mir schon steinerne Flintbeile und ein Bronzeschwert abgekauft, welche ich einmal in einem alten Hünengrabe fand."

Katharina sagte, daß sie dies thun wolle, es sei ohnehin ihr Kirchgangstag. Und am anderen Vormittag wanderte sie mit ihrem Sonntagssputz nach Mögeltondern, begleitet von Hans, der sich entschlossen hatte, mit ihr zum Hardevogt zu gehen. "Harden" hießen damals im Schleswigschen gewisse Landdistrikte.

Hans und seine Liebste langten im Flecken an und begaben sich sofort zu dem alten Hardevogt, der sie freundlich empfing. Als Altertumskenner beschaute und bewunderte er das prachtvolle Hifthorn, welches in grauester nordischer Vorzeit einem edlen Helden, vielleicht einem der sagenhaften Könige oder einem der kühnen Wikingerhäuptlinge gehört haben mochte.

"Es ist, wie mir scheint, von feinstem Gold, also sehr wertvoll," sagte der Beamte. "Mädchen, dein Glück ist gemacht, denn ich glaube

sicher, daß dies kostbare Horn, das über tausend Jahre alt ist, einen Wert von ebensoviel oder gar mehr Thalern hat. Ich will das Horn an den König schicken, der dies uralte Kunstwerk gewiß gerne kaufen wird für die Kunstkammer, die er im Schlosse Rosenborg eingerichtet hat."

Katharina war's natürlich gerne zufrieden. Mit Hans ging sie in Mögeltondern zur Kirche und dann nachher mit ihm nach Gallehus zurück.

Jetzt zog der Bauer Peter Skram ganz andere Saiten auf; er wurde äußerst freundlich gegen die junge Magd. "Wollen's abmarten, was da Gutes aus Kopenhagen für dich ankommen wird," sagte er. "Vielleicht kannst du den Hans doch noch kriegen."

König von Dänemark war damals Christian IV., ein tapferer, gerechter und lebenslustiger Fürst. Mehrere herrliche Paläste ließ er bauen, so auch das schöne Schloß Rosenborg in Kopenhagen. Darin richtete er eine Kunst-

kammer ein, nämlich ein Museum von Kunstsachen, Kuriositäten, Münzen und Altertümern.

Als das bei Gallehus gefundene goldene Horn in seine Hände gelangte, war er darüber äußerst erfreut. "Wahrhaftig, das ist das schönste Kunstwerk aus unserer altnordischen glorreichen Heldenvorzeit!" rief er entzückt. "In meine Kunstkammer soll's!"

Er ließ den Metallwert des Horns abschätzen. Dieser betrug zwölfhundert Thaler. Der Altertums- und Kunstwert war unschätzbar. Der König befahl daher, daß die Finderin fünfzehnhundert Thaler erhalten solle.

Eine solche Summe war damals für Kleinbäuerliche Verhältnisse ein bedeutendes Kapital, denn der Geldwert war ein fünffach höherer als jetzt. Das will besagen: fünfzehnhundert Thaler hatten derzeit ebensoviel Kaufkraft als heutzutage zweiundzwanzigtausendfünfhundert Mark.

Ueber eine solche reiche Schwiegertochter war nunmehr der Bauer Peter Skram und dessen







Frau über alle Maßen vergnügt. Die Verlobung fand statt, bald nachher die Hochzeit.

Ueber das goldene Horn erschienen mehrere gelehrte Schriften, in welchen auch Katharina Svendsdatter, die glückliche FINDERIN, gebührend erwähnt wurde. Man untersuchte das Horn aufs genaueste. Durch sachkundige Musiker, geschickte Bläser, ließ man es auf seine musikalische Wirkung prüfen. Es hatte einen weithin schallenden schönen Ton und mochte also oftmals wohl auf Jagden und im Kriege seinen Zweck trefflich erfüllt haben.

Im Rosenborger Schloß zu Kopenhagen wurde es aufbewahrt und den Besuchern der Kunstkammer gezeigt hundertfünfundsünfzig Jahre lang. Dann verschwand es. Von der salzigen Meeresflut wurde es verschlungen. Bei dem Verschwinden des Horns aber wurde, ebenso wie damals bei der Auffindung, merkwürdigerweise wiederum ein junges Paar glücklich.

## 2.

Es war zu Anfang März des Jahres 1784. Seit fast vier Monaten hielt ein grimmiger Winter die Natur in Eisesbanden, und die Schifffahrt von und nach der Ostsee war gänzlich geschlossen. Die beiden Belte waren zugefroren, so auch der Sund. Letzteres geschieht sonst nicht alle Jahre. Diesmal aber bildete er lange Zeit eine bequeme, meilenbreite Eisbrücke zwischen Kopenhagen und der gegenüberliegenden schwedischen Küste mit den Städten Malmö, Lund, Landskrona und Helsingborg.

Diese Eisbrücke wurde natürlich viel benutzt. Schweden und Dänen besuchten sich gegenseitig. Gewandte Schlittschuhläufer zu Tausenden, Schlittensfahrer zu Hunderten glitten auf dem blanken Eise herüber und hinüber.

Endlich aber schien es doch anders werden zu wollen. Das Wetter wurde von Tag zu Tag milder, der Wind wehllich und zwar stetig. Zuweilen vernahm man in stiller Nacht dumpfes Getöse, ein rollendes Krachen, welches davon herrührte, daß die Eisdecke des Sunds hie und da zu bersten anfing und meilenlange Risse bekam. Vorsichtige Leute begaben sich nun nicht mehr auf das unsicher werdende Eis.

Dem Hafen von Kopenhagen ist die Insel Amack, auch Amager genannt, vorgelagert, der große Rückengarten der Residenz. Der Gemüsebau ist dort seit Jahrhunderten in höchster Blüte. Am südöstlichen Ende befindet sich das Küstenstädtchen Dragör, eine altersgraue kleine Drischast, bewohnt von Kleinbürgern, Küstenschiffen und Fischern.

Weiter draußen — mitten im Sund zwischen Kopenhagen und Malmö — liegt das flache Eiland Saltholm, nur wenig aus dem Wasser hervorragend. Es gehört den Leuten auf Amack und wird im Sommer zur Viehweide und Heugewinnung benutzt. Im Herbst und Winter aber ist Saltholm ganz verlassen. Bei heftigen Stürmen rollen bisweilen hohe Sturzwellen über das Eiland hinweg, gewöhnlich die primitiven Hütten, welche zur Sommerzeit von den Hirten und Mähern benutzt werden, zerstörend, so daß sie später wieder ausgebaut oder ganz neu errichtet werden müssen.

Zu der Zeit, als das Eis so unsicher wurde, kam eines Nachmittags in aller Eile ein Großkaufmann aus Kopenhagen nach Dragör. Er suchte einen kühnen Voten, der einen sehr wichtigen und eiligen Geschäftsbrief übers Eis nach Malmö einem dortigen Bankier bringen sollte. In der Residenz hatte er keinen Menschen finden können zur Unternehmung des Wagens.

Aber nachdem er seinen Wunsch bekannt gemacht hatte, meldete sich sofort im Gasthause zu Dragör bei ihm ein junger Fischer. „Was lohnt es, Herr?“ fragte er.

„Zehn Rigsdaler\*) im voraus und zehn nachher, wenn Ihr mir die Antwort bringt,“ versetzte der Kopenhagener. „Ich werde darauf warten hier in Peter Gynts Gasthaus.“

„Wohl, Herr, ich bin bereit.“

„Wie heißt Ihr?“

„Harald Bille.“

„Hier ist der Brief und das Geld. Wollt Ihr mit einem kleinen Pischlitten oder auf Schlittschuhen hinüber?“

„Auf Schlittschuhen.“

„Ihr haltet also das Unternehmen nicht für so gefährlich wie andere Leute, an die ich mich vergeblich wandte?“

„Es ist sehr gefährlich, Herr. Das Eis kann jeden Augenblick aufgehen, sich in Schollen verwandeln, die sich in Bewegung setzen und mit der Strömung nach Süden in die Ostsee treiben.“

„Ihr wollt's dennoch wagen?“

„Das will ich,“ sagte mit traurigem Lächeln der Fischer. „Mir ist am Leben nicht viel gelegen.“

Er ging hinaus.

Der Kopenhagener Großkaufmann war etwas verbutzt. Er fragte: „Warum mag dieser junge Mensch so lebensüberdrüssig sein?“

Peter Gynt, der Wirt, antwortete: „Es ist wegen unglücklicher Liebe, bester Herr. Ich weiß darüber gut Bescheid. Hier wohnt ein Fischer Sören Gammel, der hat eine sehr hübsche Tochter Namens Sigrid. In diese Sigrid ist Harald Bille verliebt und hatte sich auch schon mit ihr verlobt. Vor kurzem aber machte Sören Gammel die Verlobung rückgängig.“

„Warum denn?“

„Gammel hat von einem auf St. Croix in Westindien am gelben Fieber gestorbenen Bruder einige tausend Rigsdaler geerbt. Da will er nun höher hinaus mit seiner Tochter. Ja, bester Herr, so geht's in dieser schlechten Welt.“

Unterdessen war Harald Bille zum Hafen und aufs Eis gegangen, wo er seine Schlittschuhe anlegte.

„Wo willst du hin?“ fragte ihn ein Freund, der dort umherlungerte.

„Nach Malmö,“ versetzte er.

„Bist du verrückt? Das Eis bricht auf. Du rennst in dein Verderben.“

„Nah, das Eis hält wohl noch heute. Ich brauche notwendig Geld. Es ist ein hübscher Verdienst zu machen.“

Nach diesen Worten glitt er auf die Eisfläche hinaus. Hie und da bemerkte er verdächtige Stellen, welchen er auswich, so daß er nicht immer die gerade Richtung innehalten konnte, sondern Umwege machen mußte, um passierbare Strecken zu suchen.

Zuweilen frachtete es im Eise. Manchmal hörte es sich an wie tiefes Achzen. Er sah Spalten und Risse. Ueber einige sprang er ohne weiteres gewandt hinweg. Andere waren zu breit oder die Ränder des dicken Eises anscheinend morisch und unsicher. Dann mußte er eine geeignete schmalere Stelle ausfindig machen. Es kam ihm einigemal so vor, als erbebe das Eis unter ihm.

Nur er befand sich auf der weiten öden Eisfläche, sonst niemand. Doch gelangte er, nachdem längst Dunkelheit ihn umfingen, gegen neun Uhr abends wohlbehalten nach Malmö.

Sogleich begab er sich zu dem Bankier. Der Herr war leider nicht zu Hause. Man wußte nicht genau, wohin er sich begeben hatte, schickte aber Leute aus, die ihn suchen sollten. Mittlerweile stärkte Harald sich an Speise und Trank und ruhte sich aus.

Erst um zehn Uhr kam der Gesuchte an.

\*) Frühere dänische Reichsmünze im Werte von 2,25 Mark.

Der Brief des Kopenhagener Großkaufmanns schien ihn allerdings außerordentlich zu interessieren. Bevor er aber mit der schriftlichen Antwort zu stande kam, wurde es elf Uhr. Erst dann empfing Harald den Brief.

Er entfernte sich, eilte nach dem Hafen und legte seine Schlittschuhe wieder an, ein alter Wächter, den er am Bollwerk traf, warnte ihn eindringlich. Doch der furchtlose Jüngling sprach: „Ich muß hinüber. Ich hab's versprochen.“

Und er glitt auf die Eisfläche hinaus, diesmal nach Westen, gegen den Wind, der stärker geworden war. Sehr warm war er und brachte Tauwetter.

Dünner Nebel breitete sich ringsum aus. Doch war's nicht ganz dunkel, denn blasser Vollmondschein durchdrang den Nebelflor und verbreitete einige Helle.

Alle die verdächtigen Erscheinungen, welche Harald auf der Hinfahrt bemerkt hatte, beobachtete er auch auf dem Rückwege, nur zeigten sie sich jetzt in noch viel bedrohlicherer Weise. Aber kühn verfolgte der einsame Schlittschuhläufer seinen weiten Weg. Als er denselben reichlich zur Hälfte zurückgelegt hatte, wurde er plötzlich stutzig.

Das Eis unter ihm schwankte, es schwamm. Langsam glitt er noch etwas vorwärts und sah dunkles Wasser. Die Sachlage wurde ihm so gleich klar. Er befand sich auf einer ungeheuren Scholle, die nach Süden trieb. Das Eis war also aufgegangen.

Harald dachte: „Treibe ich in die Ostsee mit der Scholle, so bin ich verloren, denn sie wird allmählich kleiner werden, mir unter den Füßen zerbröckeln. Und da die Schifffahrt ganz still liegt, erst nach einiger Zeit Fahrzeuge die noch zugefrorenen Häfen verlassen können, so ist keine Aussicht, daß ich von einem solchen gerettet werden könnte. Was ist in solcher Not zu thun?“ Er spähte um sich und suchte sich zu orientieren.

„Mir scheint, ich muß nahe bei der Insel Saltholm sein,“ murmelte er dann und strengte seine Sehkraft aufs äußerste an. Da erblickte er allerdings undeutlich, wie schattenhaft, drei emporragende Pfähle, die Ueberbleibsel einer von den Herbst- und Winterstürmen zerstörten Hirtenhütte.

Es handelte sich nur um eine mäßige Entfernung. Ein ausgezeichnete Schwimmer war er freilich, hatte aber Bedenken, sich in das eisige Wasser zwischen die Schollen zu wagen. Erst mußte es auf andere Weise versucht werden, hinüberzukommen. Er schnallte seine Schlittschuhe ab, ging bis an den Rand der großen Scholle, auf der er sich befand, vor und wartete, bis er auf eine zweite Scholle hinüberspringen konnte, von der auf eine dritte. Dann geriet er auf eine vierte, die sich festgehalt hatte am Uferis. So gelangte er trockenen Fußes auf das Eiland.

Von der Ostseite der Insel wanderte er so gleich nach der Westseite. Dort entdeckte er ein angetriebenes Boot. In demselben lagen zwei Ruder und ein Bootshafen.

„Das ist ein wahrer Glücksfund!“ murmelte der Jüngling.

Er stieg ins Fahrzeug. Dann drang er mutig durch das Gewirre der Eisschollen. Natürlich war das nicht leicht und erforderte viele Umsicht. Den geraden Kurs konnte er nicht innehalten, sondern mußte sich durchzuwinden versuchen, bald nach dieser, bald nach jener Richtung. Zuweilen war das Fahrwasser so eng, daß er gar nicht zu rudern vermochte; dann zog und schob er sich mittels des Bootshakens an den Eisschollen vorwärts.

Er hatte sich längere Zeit so abgearbeitet, und es mochte wohl gegen zwei Uhr nachts sein, da trafen plötzlich sein Ohr seltsame Töne, Not-



signale anscheinend. Es war, als ob da noch ein anderer Mensch gefährdet im Eise stände, der, um Hilfe herbeizurufen, in ein großes Horn hineinblies, ohne das Blasen ordentlich zu verstehen.

Der Schall kam von Norden. Harald arbeitete sich gerade nach der Richtung hin, da an dieser Stelle des Sunds westwärts die Eisschollen gar zu dicht bei einander waren.

Nach zehn Minuten gewahrte er durch den Nebelstör einen Mann von hoher, stattlicher Figur, der auf einer treibenden Scholle stand. Neben ihm lag auf dem Eise ein kleiner Sack.

„Hilfe! Hierher!“ schrie der Mann, und dann stieß er wieder in ein großes blankes Horn.

„Komme schon!“ rief der junge Fischer.

Näher zu ihm drang er und gewahrte nun, daß der Mann in einen Soldatenmantel gehüllt war.

„Seid Ihr Gardist?“

„Jawohl, Fischer. Heiße Niels Trolle.“

„Was führt Euch denn in dieser Nacht aufs Eis.“

„Ich bin ausgekniffen. Ich war des militärischen Hundelebens schon lange überdrüssig. Bevor ich aber von meinem Posten beim Rosenborger Schloß, wo ich Schildwache stand, weglief, habe ich allerlei Gutes eingesackt.“

„Auch das blanke Horn, welches Ihr in der Hand habt?“

„Ja, wahrhaftig! Ein wahres Glück, daß ich es mitnahm. Sonst hätte ich in meiner Not, als das Eis auseinanderging, Euch nicht herbeiführen können.“

„Das alles kommt mir einigermaßen bedenklich vor.“

„Denkt vernünftig darüber, mein Bester. Rettet mich! Bringt mich nach der schwedischen Küste hinüber, wo ich gute Freunde habe. Es wird Euer Schaden nicht sein; ich will Euch reich machen. Ich hab's dazu.“

„Ich glaube, das ist ein richtiger Spitzbube,“ dachte Harald im stillen. „Aber gleichviel, ich muß ihn retten. Es ist Menschenpflicht.“

Ganz nahe kam er heran mit dem Boot, einige kleinere Eisschollen mit dem Bootshafen zur Seite schiebend. Der Gardist wandte sich, um drei Schritte zurückzugehen und seinen Sack aufzuheben. Aber bevor er dies thun konnte, barst die Eisscholle, auf der er sich befand, in zwei Teile, die im Nu ein Wellenstoß meterbreit auseinandertrieb. Er sah sich von seinem Sack getrennt.

„Mein Schatz, mein Schatz!“ schrie Niels Trolle.

„Wartet doch nur!“ rief Harald. „Gleich bin ich ja bei Euch, nehme zuerst Euch und dann den Sack ins Boot.“

Der Deserteur hörte nicht darauf. Er sprang von der einen Scholle auf die andere, glitt aber am Rande der letzteren aus und stürzte mit dem blanken großen Horn, das er in der linken Hand hielt, ins Wasser. Mit einem gellenden Schrei versank er und kam nicht wieder zum Vorschein.

Bläß vor Schrecken hatte der junge Mann das Schreckliche mit angesehen. Er starrte spähend wohl zehn Minuten lang aufs dunkle Wasser zwischen den Eisschollen, ob der Versunkene nicht wieder auftauchte, aber vergebens.

„Tot muß er sein,“ murmelte er dann. „Es ist seine eigene Schuld. Warum wartete er nicht? Nun, konnte ich den Mann nicht retten, so will ich doch wenigstens den Sack bergen.“

Er arbeitete sich zu der zweiten Scholle hin, zog mit dem Bootshafen den Sack zu sich heran und hob ihn ins Boot, wo er ihn öffnete. Da funkelten ihm goldene Kleinodien entgegen und blickende Edelsteine, die auf Leder feinsten Art befestigt waren. Harald Bille wußte sogleich darüber Bescheid. Er hatte mehrmals die Kunkammer im Rosenborger Schloße besucht und

die dort befindlichen Schätze respektvoll angestaunt.

„Es sind die edelsteinbesetzten Teile von dem Galareitgeschirr des Königs Christian IV., welches, wie man sagt, einen Wert von über hunderttausend Thalern haben soll,“ murmelte er. „Wenn ich das abliefern, so giebt's gewiß einen guten Vergelohn.“

Danach setzte er seine abenteuerliche und beschwerliche Fahrt fort. Es dauerte jedoch noch mehrere Stunden, bis er nach Dragör gelangte. Das Eis im dortigen kleinen Hafen war noch fest. Er stieß den Bootshafen in den Eisrand und band vorläufig das Boot daran. Dann ging er ans Land.

Bei Peter Gynt klopfte er an. Der Wirt kam heraus und rief: „Ha, da seid Ihr doch! Wir glaubten schon, Ihr wäret verunglückt.“

„Beinahe wär's geschehen,“ sagte Harald. „Nun, ich will den Herrn sofort wecken.“

Die beiden gingen ins Haus. Nach einer kleinen Weile kam der Großkaufmann ins Schenkzimmer. Er schien außerordentlich befriedigt zu sein, nachdem er den Brief des Malmders Bankiers gelesen hatte, und gab statt der vereinbarten weiteren zehn Thaler dem jungen Manne fünfzehn, bewirtete ihn überdies aufs beste.

Harald erzählte seine merkwürdigen nächtlichen Abenteuer und zeigte den Inhalt des Sacks. Der Wirt und der Großkaufmann waren darüber höchst erstaunt.

Nachdem der junge Mann sich in seine Wohnung begeben und dort einige Stunden geschlafen hatte, machte er sich mit dem kostbaren Sack auf den Weg nach Kopenhagen.

In der Nacht um zwölf Uhr, als der Posten bei dem Flügel des Rosenborger Schloßes, in welchem die Kunkammer befindlich, abgelöst werden sollte, entdeckte man dessen Verschwinden.

Es wurde deshalb sofort Lärm gemacht, um so mehr, als man auch bald ermittelte, daß in die Säle und Zimmer der Kunkammer eingebrochen worden sei. Jedenfalls war's ein sorgsam vorher überlegter Plan, den der Gardist Niels Trolle, der von Beruf ein Schlosser war, erfolgreich ausgeführt hatte mittels geschickt angefertigter Nachschlüssel oder Dietriche.

Von den Schätzen des reichen Museums fehlte eine Anzahl der aller kostbarsten Sachen. So besonders die mit Edelsteinen über und über besetzten Teile des Prunkreitzeugs Christians IV., dann das berühmte goldene Horn von Gallehus. Ferner auch manche anderen Kleinodien von hohem Werte.

Die Museumsverwaltung und die Polizei entwickelten unverzüglich den größten Eifer, auch die Militärbehörden. Nach rascher Verständigung mit dem Kultusministerium wurde auf die Ergreifung des Räubers und die Wiederherbeischaffung der gestohlenen Kostbarkeiten eine Belohnung von dreitausend Rigsdalern ausgesetzt. Stafetten eilten nach allen Richtungen, um die Behörden der benachbarten Ortschaften zu energischen Nachforschungen zu veranlassen.

Da kam Harald Bille an mit dem Sack, der alle die geraubten Schätze enthielt, bis auf das goldene Horn, welches leider für immer verloren war. Einfach und wahrheitsgemäß berichtete er den abenteuerlichen Hergang. Er erhielt darauf die ausgesetzte hohe Belohnung.

Jetzt machte Sören Gammel in Dragör ihm freundlichere Augen, und da er nun so viel Geld hatte, durfte er die schöne Sigrid heimführen. Die Verlobung fand wieder statt und bald nachher die Hochzeit des jungen Paares.

Man hat später die Stelle, an der der Deserteur im Wasser verschwunden war, durch Taucher genau absuchen lassen, allein es wurde nichts gefunden. Das goldene Horn von Gallehus war und blieb verschwunden.

**Die Philister.** — Im Jahre 1805, nach der Rückkehr von Mailand, wo Napoleon I. sich zum Könige von Italien krönen ließ, wurde die Arbeit in seinem Kabinett so bedeutend, daß sie der Kabinettschef Herr v. Mennel allein nicht mehr bewältigen konnte. Es wurden daher zwei junge Diplomaten als Gehilfen angestellt. Dieselben hatten im Schloße Wohnung, Tisch, Heizung und Licht und bezogen ein jährliches Gehalt von achtausend Franken. So fleißig nun auch die jungen Herren ihren Geschäften in den Arbeitsstunden oblagen, so huldigten sie doch in ihrer freien Zeit mit ebenso regem Eifer den vielerlei Genüssen der Hauptstadt. Diese Lebensführung brachte den einen der Sekretäre, den jungen P., welcher kein Privatvermögen besaß, sehr bald in erhebliche Schulden, so daß er, wenn es der in wirtschaftlichen Dingen sehr genaue Napoleon erfuhr, seiner Verabschiedung entgegensehen mußte. Da seine täglich wachsende Gläubigerzahl oft an allen Ausgängen des Schloßes auf ihn lauerte, so wagte er es schließlich nur selten, auszugehen, und wurde ein noch strebsamerer Arbeiter als schon vorher.

Eines Morgens war er, wie häufig in der letzten Zeit, bereits um fünf Uhr thätig, und während er seine Arbeit verrichtete, summierte er eine damals beliebte Romanze vor sich hin. Napoleon hatte gleichfalls schon in seinem Privatkabinett gearbeitet und wollte eben ins Bad gehen, als er in dem kleinen Zimmer nebenan das Summen hörte. Er kehrte deshalb wieder um und trat bei dem überraschten jungen Manne ein. „Der Tausend! Sie schon hier, mein Herr?“ sagte Napoleon mit großer Zufriedenheit. „Das ist ja ganz exemplarisch. Mennel muß sehr zufrieden sein mit Ihnen. Wie viel Gehalt haben Sie?“

„Achtausend Franken, Sire, und wenn ich die Ehre habe, Eure Majestät auf einer Reise zu begleiten, erhalte ich noch eine Gratifikation.“

„Das ist in Ihrem Alter ein schönes Geld, und außerdem haben Sie auch Tisch und Wohnung, so viel ich weiß, nicht wahr? Da wundere ich mich gar nicht, Sie singen zu hören. Sie müssen sehr glücklich ein. Wie?“ Dabei rieb sich Napoleon die Hände, was stets ein Zeichen von besonders guter Laune bei ihm war.

P., dem das bekannt war, beschloß, die günstige Situation durch ein reumütiges Geständnis für sich auszunützen. „Ach, Sire,“ erwiderte er, „freilich sollte ich glücklich sein, ich bin es aber nicht.“

„Nicht? Warum nicht?“

„Einmal, weil ich so viele Philister auf dem Hals habe, und dann muß ich meinen alten blinden Vater, meine Mutter und meine noch unverförmte Schwester ernähren.“

„Sie thun da nur, was die Schuldigkeit eines guten Sohnes ist. Aber was wollen Sie mit Ihren Philistern sagen? Müssen Sie etwa auch ein paar Philister ernähren?“

„Nein, Sire. Aber das sind Leute, die mir Geld geliehen haben, das ich ihnen noch nicht habe wiedergeben können. Ein jeder, der Schulden hat, nennt heutzutage seine Gläubiger Philister.“

„Schon gut, mein Herr! Also Sie haben Schulden! Bei einer Befolgung will die Ihrige noch Schulden! Schaut, schaut! Ich will aber einen Menschen, der zu dem Gelde der Philister seine Zuflucht nimmt, da er doch von dem, das ich ihm gebe, anständig leben könnte, nicht länger bei mir haben. In einer Stunde erhalten Sie den Abschied. Adieu, mein Herr!“

Hierauf nahm der Kaiser seine Tabaksdose, warf noch einen ersten Blick auf P. und ging in sein Schlafzimmer.

P. geriet in eine solche Verzweiflung, daß er seinem Leben ein Ende zu machen gedachte, und seinem Kollegen M., der bald darauf eintraf, gelang es nur mit vieler Mühe, den Unglücklichen einigermaßen zu beruhigen.

So verging eine bange Stunde, als plötzlich General Lemarrois, ein Flügeladjutant des Kaisers, erschien und P. ein veriegeltes Schreiben mit den Worten übergab: „Vom Kaiser.“ P. nahm den Brief, wagte es aber nicht, ihn selbst zu öffnen, sondern gab ihn seinem Freunde M., welcher folgendes vorlas:

„Ich wollte Sie aus meinen Diensten entfernen, denn Sie haben es verdient; allein ich habe an Ihren alten blinden Vater gedacht, an Ihre Mutter und an Ihre junge Schwester, und um dieser Ihrer unschuldigen Angehörigen willen verzeihe ich Ihnen.“



Da es nun besonders diese sind, welche unter Ihrer Aufführung leiden müssen, so schicke ich Ihnen, indem ich Sie hiermit entlasse, aber nur für heute, eine Anweisung von zwanzigtausend Franken, welche Ihnen sogleich Summe alle Philister, die Sie quälen, vom Halse und führen Sie sich fernerhin so auf, daß Sie denselben nicht mehr in die Hände geraten, denn in diesem Falle würde ich keine Gnade mehr kennen. Uebrigens fahren Sie fort, so zu arbeiten wie seither, und ich werde Sie nicht vergessen. Napoleon."

P. konnte kein Wort hervorbringen. Er umarmte den General und seinen Kollegen und eilte dann weg, um ohne Aufschub sich von der Last seiner Schulden zu befreien. P. lenkte von da ab in solidere Bahnen ein und hat in späteren Jahren eine glänzende diplomatische Laufbahn gemacht. [C. L.]

**Eindruck unserer Schriftsprache.** — Unsere Schriftsprache ist für die meisten Neger im Innern

Africas ein Rätsel und ein Gegenstand der Bewunderung. Sie können es sich nicht erklären, wie man mit Hilfe der Schrift Bestellungen in weit entfernten Ländern machen und sich mit anderen durch einen Brief verständigen kann. Ein Missionar vom Lufthaus erzählt hierüber folgendes: „Schon der allervollkommenste Versuch, ihnen diese Kunst der Weisen verständlich zu machen, erregt ihre höchste Verwunderung. Ich stellte einen meiner schwarzen Knaben in weiter Entfernung von mir auf. Darauf sagte ich zum Häuptling: das, was er mir sage, wisse sogleich auch jener Knabe, obwohl er es nicht höre; er möge mir zum Beispiel seinen Namen sagen. Ich schrieb diesen auf ein Blatt Papier und schickte den Häuptling mit demselben zum Knaben; ein Dutzend neugieriger Neger begleiteten ihn, um sich von der Wahrheit zu überzeugen. Mit gespanntester Erwartung horchten sie, als der Knabe laut das Wort und den Namen des Häuptlings verkündete

Dieser schüttelte den Kopf und betrachtete das Blatt Papier von allen Seiten, von oben und unten; zuletzt fragte er, ob das Blatt ihm gleich sehe. Dieser Vorgang hatte bald ein allgemeines Hin- und Herlaufen zur Folge, jeder der Schwarzen gab den Namen eines seiner Verwandten oder eines Baumes oder Tieres an; dabei flüsternten sie mir denselben ganz leise ins Ohr, damit es ja der weit entfernt stehende Knabe nicht hören möchte; und jedesmal, so oft dieser dann den Namen laut las, riefen sie den Ausdruck ihrer Verwunderung „mamami, mamami“ einander zu.

Ähnlich verhält es sich mit ihren Vorstellungen von der Schule. Ein Regervater brachte seinen Sohn zu den Missionaren, damit sie ihn unterrichten möchten. Nach vierzehn Tagen kam der Vater wieder und rief verwundert: „Ihr habt meinen Sohn seit vierzehn Tagen, und seine Haut ist immer noch so schwarz wie vorher?“ Nur mit Mühe konnten ihm die

## Humoristisches.



Commis: Nun, ich würde sie nehmen mit zweihunderttausend Mark.

### Becheiden.

Commis: Gar so hochsehend brauchten Sie mir gegenüber auch nicht zu sein, Herr Kommerzienrat. Ich könnte Ihnen zum Beispiel leicht hunderttausend Mark ersparen.

Kommerzienrat: Wieso denn, wenn ich fragen darf?

Commis: Sie haben eine Tochter, der Sie dreihunderttausend Mark Mitgift geben!

Kommerzienrat: Allerdings.

### Bedenken.

Gefängnisdirektor (zu dem neueingelieferten Sträfling): Also noch sind Sie... Da werde ich Sie morgens in der Küche beschäftigen.

Sträfling (gögernd): Entschuldigen Sie, in Soupers bin ich aber eigentlich fester wie in Diners.



Missionare begreiflich machen, daß es ihnen unmöglich sei, eine schwarze Haut in eine weiße zu verwandeln. Nach weiteren vierzehn Tagen kam der Vater wieder, um seinen Sohn zu prüfen. „Sage mir, mein Sohn,“ sprach er zu dem Knaben, „da du gelehrt bist: wird es bald regnen?“ Der Knabe konnte diese Frage natürlich nicht beantworten. Der Vater fragte weiter: „Ich habe letzte Woche meinen Speer verloren; weißt du, wer ihn gefunden hat?“ Noch mehrere solcher Fragen folgten, dann schüttelte der arme Witze enttäuscht den Kopf, der Unterricht der Missionare taue nichts, meinte er und nahm seinen Sprößling wieder mit sich fort. [C. L.]

**Der Gipfel der Zerstretheit.** — Der Kapellmeister Benda in Gotha war oft ungemein zerstreut. Seine Frau mußte für alles sorgen, was die Hauswirtschaft betraf, doch fiel es ihm zuweilen ein, seine Frau an etwas dieser Art erinnern zu wollen. Sie starb, und Benda war zunächst ganz trostlos, doch beruhigte ihn seine Musik bald wieder. Er saß eben bei einer Komposition in seinem Zimmer, als es ihm einfiel, daß etwas bei den Anordnungen zum Begräbnis vergessen sein könnte. Er sprang auf und rief in das Nebenzimmer, wo die Leiche aufgebahrt lag: „Liebes Vottchen, es ist doch alles wohl bestellt und angeordnet, was das Leichenbegängnis betrifft.“ [M. L.-L.]

### Bilder-Rätsel.



Auflösung folgt in Nr. 45.

Auflösung des Bilder-Rätsels in Nr. 43: Spare, lerne, leiste was, dann hast du, kannst du, bist du was.

### Rätsel.

Vor mir entkiet der holde Schlummer, Zieh' unter Granen ich ins Land. Dein bring' ich Freude, jenem Kummer, Doch immer bin ich gut genannt. Bald ist mein Antlitz trüb vergangen, Bald strahlt es freundlich dir und licht. Bin immer künftig, nie vergangen; Ob du mich siehst, du weißt es nicht.

Auflösung folgt in Nr. 45.

### Wechsel-Rätsel.

Es ist so klein und unendlich leicht, Daß kaum man's beachtet beim Wiegen; Doch wenn nur ein einziges Zeichen man freicht, So drückt es, daß fast wir erliegen.

Auflösung folgt in Nr. 45.

### Auflösungen von Nr. 43:

des Verwandlungs-Rätsels: Bobel, Eisen, Silber, Zulte, Ansel, Silber, Frier, Granat, Ende, Lampe, Dollar = Zeit in Geld; des Homonym's: Platte.

### Alle Rechte vorbehalten.

Redigiert unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.